

Leseprobe aus:

**Anna McPartlin**

# **So was wie Liebe**



*Nur zwanzig Meilen*

Es war ein regnerischer Nachmittag im Süden Kerys – der Dauerregen erinnerte an den Vorspann eines Action-Films aus Hollywood oder an ein Weltuntergangsdrama, und wenn man Phantasie hatte, erwartete man den Auftritt eines durchtrainierten, kräftigen Mannes im engen T-Shirt, der sich mit einem durchnässten, verzweifelten Mädchen auf den Armen und einer Pistole in der Gesäßtasche durch diese Sintflut kämpfte. Was er mit dem Mädchen oder der Pistole vorhatte und was das Mädchen und die Pistole mit dem Regen zu tun hatten, blieb der Vorstellungskraft überlassen. Trotzdem sind wir uns bestimmt alle darüber einig, dass es an einem langweiligen Tag zu Hause nichts Besseres gibt, um sich aufzumuntern, als die Phantasie von einem durchnässten Mann, der entschlossen ein Ziel verfolgt.

Mary saß auf ihrer breiten, gepolsterten Fensterbank und zog die Vorhänge zurück, um zu betrachten, wie der Regen auf die Wasseroberfläche klatschte und von den Decks der Boote lief, die am Pier heftig auf den Wellen schaukelten. Mr. Monkels, ihr großer, goldbrauner Labrador, hatte seinen Kopf auf ihren Schoß gelegt. Er war schlechter Laune, denn Regen hieß, dass sein Spaziergang ausfiel, und er liebte Spaziergänge, wenn auch sein fortgeschrittenes Alter dafür sorgte, dass sie inzwischen hauptsächlich aus langen

Ruhepausen bestanden. Mary lächelte ihren dicken alten Gefährten an.

«Das ist nicht das Ende der Welt, Mr. Monkels – morgen ist auch noch ein Tag.»

Doch davon ließ sich Mr. Monkels nicht beeindruckten. Er seufzte, und dann verwandelte sich sein Seufzen in einen Grunzlaut, dem ein leise keuchendes Geräusch folgte, bei dem sich Mary jedes Mal fragte, ob er unter einer Art Hundeasthma litt. Andererseits entsprachen seine Hundejahre einhundertneunzehn Menschenjahren, und es war ein echtes Wunder, dass er überhaupt noch regelmäßig atmete, von den Spaziergängen einmal ganz abgesehen. Mary kraulte sein linkes Ohr, das zwar taub war, mit dem er aber immer noch Berührungen wahrnehmen konnte – anders als sein rechtes Ohr, mit dem er zwar noch hören konnte, von dem aber seit einem unglaublichen Angelunfall vor siebzehn Jahren ein beträchtliches Stück fehlte.

Mary hatte Mr. Monkels von ihrem Vater zum zwölften Geburtstag bekommen. Bei dem Unfall war der Welpen erst zwei Wochen alt gewesen. Er war wie wild auf dem Bootsdeck ihres Onkels herumgerannt, während sich Mary darauf konzentrierte, eine Schwarzweißaufnahme von einer toten Makrele zu machen. Ihr Cousin Ivan übte hinter ihrem Rücken das Auswerfen der Angel. Wie es das Pech wollte, verfang sich der Angelhaken irgendwie in Mr. Monkels' Ohr. Der nichts ahnende Ivan warf die Angel aus, Mr. Monkels jaulte und als Mary den Kopf hob, sah sie ihr Hündchen gerade noch als pelziges Geschoss mit panisch aufgerissenen Augen durch die Luft fliegen. «Achtung, Hunderakete», rief Ivan noch, und dann platschte Mr. Monkels auch schon ins Wasser. Spritzend und bellegend tauchte er sofort wieder auf. Nachdem er kurz die

Anmut und die perfekte Flugbahn des Hundes in so einer gefährlichen Situation gewürdigt hatte, stürzte sich Ivan ins Wasser und rettete ihn. Leider war aber ein großer Teil des rechten Hundeohres «Opfer der Elemente» geworden, wie Ivan später sagte.

Jetzt also kraulte sie Mr. Monkels' gutes Ohr und lächelte bei der Erinnerung daran, wie ihr kleiner Hund damals trotz seiner Nahtoderfahrung mit dem Schwanz gewedelt hatte. Mary hatte an diesem Tag gedacht, dass Mr. Monkels entweder die Tapferkeit eines Herkules besaß oder dumm wie Bohnenstroh sein musste. Mit der Zeit hatte sich herausgestellt, dass beides ein bisschen zutraf. Sie verlor sich ein paar Minuten in seinen großen, braunen, getrüben Augen. Seine Nase war trockener, als sie sein sollte. Sie nahm seinen Kopf in die Hände und legte ihn sanft auf ein Kissen. Mr. Monkels brummte ein bisschen, und Mary überlegte kurz, ob sie ihm damit, dass morgen auch noch ein Tag war, zu viel versprochen hatte.

Marys Cottage war alt und malerisch, gut isoliert und warm, und überall hing ein Duft, den viele Jahre Kaminfeuer und Kochen zu Hause hervorbringen. Dieser Geruch war für Mary einer der Hauptgründe für den Kauf des Cottages gewesen. Sie mochte diese Atmosphäre. Die Küche lag in einem Anbau, der zwei Jahre zuvor nach Marys Vorstellungen modernisiert worden war, ohne die urige Ausstrahlung des alten Hauses zu zerstören. Weil sie Tonwaren so sehr liebte, hatte sie sich in den letzten Jahren viele Lampen, Vasen, Teller und Tassen aus Keramik gekauft. Einmal hatte sie den Fehler begangen, ihrer besten Freundin Penny zu erzählen, wie gern sie die schmiegsame Glätte einer Keramiktafel unter den Fingern spürte und wie sehr ihr der Anblick eines bauchigen Lampenfußes gefiel. Penny hatte

sie einen Moment lang sprachlos angesehen und sich dann laut gefragt, wie komisch man eigentlich drauf sein musste, um Keramiktassen und die Rundungen von Lampenfüßen sinnlich zu finden. Irgendwie hatte sie nicht ganz unrecht, fand Mary, und seitdem hütete sie sich, ihre Vorliebe für Keramik zu erwähnen.

Die Wände waren in dunklem Violett gestrichen, doch die Farbe war kaum sichtbar, so viele schwarzgerahmte Fotografien hingen dicht an dicht. Schon als Teenager hatte Mary begeistert fotografiert, nach der Schule Workshops besucht und lange für einen guten Fotoapparat und eine Dunkelkammerausrüstung gespart. Zuerst hatte sich ihre besondere Begabung für Schwarzweißfotografie gezeigt, mit der sie noch den banalsten Gegenstand interessant und sogar schön aussehen lassen konnte. Mit knapp zwanzig Jahren entdeckte sie ihre Liebe zur Porträtfotografie und rückte für diese Bilder sämtlichen Freunden auf die Pelle. Obwohl die meisten bald genervt waren, gelang es ihr jedes Mal, die wesentlichen Charakterzüge einzufangen. Erst ihr Sohn hatte sie mit seinem lackschwarzen Haar, seinen rosigen Wangen, den roten Lippen, den weißen Händchen und seinen unglaublich blauen Augen später dazu gebracht, zu Farbaufnahmen zu wechseln. Zu einem Jungen wie Ben passten Schwarzweißbilder einfach nicht. Marys ganzes Wohnzimmer strahlte etwas von einer Fotogalerie aus. Von jeder Wand blickten Geister aus vergangenen Tagen herab. Von allen Seiten umgaben Mary Bilder von Dingen oder Menschen, lebenden ebenso wie toten, die ihr etwas bedeuteten. Eines der Fotos, es hing über der Uhr, zeigte die tote Makrele, die sie an dem Tag aufgenommen hatte, an dem Mr. Monkels sein überzeugendes Debüt als Torpedo gegeben hatte. Die Haut des Fisches glitzerte in der

Sonne, und sein starrendes schwarzes Auge wirkte auf die meisten Betrachter entweder faszinierend oder abstoßend. Ivan hatte schon oft gesagt, das Bild sei «total gruselig», während Marys Nachbar Mossy begeistert behauptet hatte, es sei «ein klarer Beweis für die Transzendenz». Warum, hatte er nicht erklärt. Ein anderes Foto von einem schwarzen Karren, auf dem ein Berg frischgeschnittener weißer Lilien lag, zeigte einfach nur vollkommene Schönheit – doch Mary mochte es hauptsächlich, weil es sie an den Tag erinnerte, an dem sie sich mit Robert, ihrer ersten Liebe, die wohl auch ihre einzige bleiben würde, auf eine Beerdigungsfeier einer Roma-Familie geschmuggelt und sich an Gastfreundschaft und Bier berauscht hatte.

Ihr Lieblingsbild war aus keinem besonderen Grund das Foto einer Kristallschale auf einem Fensterbrett, in der sich ein Lichtstrahl brach. Zwischen diesen Bildern hingen Fotos von Verwandten und Freunden. Ihr Vater, mit aufgestütztem Kinn konzentriert vorgebeugt, die Brille auf der Nasenspitze und eine Zeitung in der Hand. Ihre Tante Sheila mit aufgesteckten Haaren, die ihre linke Hand in die Tasche der Küchenschürze geschoben hatte und mit der rechten einen Eintopf umrührte. Sie grinste, als hätte sie gerade einen zweideutigen Scherz gehört. Marys Cousin Ivan, braungebrannt, schlaksig und jungenhaft, in Shorts und mit einer alten Fischermütze auf dem Kopf, der gerade seine Angel auswarf. Ihr Freund Robert, mit seinem glänzenden schwarzen Haar und den großen lachenden Augen, Ivan unterhakend, der gerade Marys Freundin Penny an den blonden Haaren zog, und dazu lachte Adam, Pennys riesiger Footballspieler-Freund, den Kopf in den Nacken gelegt. Das waren nur einige der Fotos, mit denen sich Mary umgab. Es gefiel ihr, dass sie nur den Blick zur Wand

heben musste und jemanden vor Augen hatte, den sie liebte. Das vermittelte ihr ein tröstliches Gefühl.

Ihr Sohn hatte natürlich eine ganze Wand für sich allein. Allerdings wirkte sie nicht wie ein Altar, auf dem sie übertriebenen Totenkult oder krankhafte Zuneigung zelebrierte. Die Bilder stachen nicht hervor, sie schienen einfach hierherzugehören, als ob es schon immer die einzige Bestimmung der Wand gewesen wäre, dass Mary diese Fotos an ihnen aufhängen konnte. Und so gingen Besucher wie in einer Galerie am Lachen ihres Sohnes vorbei, an seinem Kummer, seinem Zorn und seiner Freude. All das hatte sie auf Fotos von sechzehn mal zwanzig Zentimeter Größe festgehalten, die seine fünf Lebensjahre dokumentierten.

Obwohl das Cottage nur aus Küche und Wohnzimmer unten, zwei Schlafzimmern oben und je einem winzigen Badezimmer auf beiden Stockwerken bestand, fühlte sich Mary hier nicht beengt. Sie lebte schon seit fünf Jahren allein. Sie wandte sich zu dem Bild um, von dem ihr Sohn sie direkt anzusehen schien, während er einen zappelnden Mr. Monkels festhielt. Sie lächelte ihn an. Er war nun schon genauso lange tot, wie er gelebt hatte, und er erwiderte ihr Lächeln, für immer gefangen in diesem Augenblick, für immer ein Fünfjähriger, für immer lächelnd.

Mit einem Blick auf die Uhr stellte Mary fest, dass ihre Haarfarbe eine gute halbe Stunde zum Einwirken gehabt hatte. Es war eine Biohaarfarbe, und sie stank so furchtbar, dass Mary sich fragte, ob es dieser Geruch oder ein Glaukom im Anfangsstadium war, das Mr. Monkels rechtes Auge zum Tränen brachte. Sie überprüfte im Spiegel, ob ihr Haaransatz genügend rote Farbe aufgenommen hatte, und ging dann die Treppe hinauf, um sich das Haar auszuspülen. Danach kämmte sie sich vor dem Badezim-

merspiegel, trug etwas Feuchtigkeitscreme auf und unternahm einen erfolglosen Versuch, die dunklen Ringe unter ihren Augen wegzumassieren. *Ganz toll, ich sehe aus wie ein rothaariger Panda. Das hatte ich mir ein bisschen anders vorgestellt.* Mary färbte ihr Haar rot, seit sie fünfzehn war, und kaum jemand erinnerte sich noch an ihre eigentliche, mausbraune Haarfarbe. Doch obwohl man eindeutig erkannte, dass dieses Feuerwehrrot falsch war, unterstrich es ihren Porzellantint und ihre smaragdgrünen Augen, sogar wenn sie müde war, und niemand hätte sie je für neunundzwanzig gehalten.

Anschließend räumte sie die Lebensmittel aus dem Kühlschrank, die während der vier Tage schlecht geworden waren, die sie mit einer besonders heftigen Migräne im Bett verbracht hatte. Draußen regnete es ununterbrochen weiter, und die Tropfen schlugen geräuschvoll an die Fenster. Bei Regen musste Mary immer an Ben denken, obwohl es eigentlich keinen Grund dafür gab – weder hatte er etwas für Regen übrig gehabt, noch hatten sie bei Regen etwas Besonderes zusammen erlebt. Vielleicht lag es einfach nur daran, dass sie an Regentagen, die sie untätig im Haus verbrachte, mehr Zeit hatte, an ihn zu denken. Möglicherweise lag es auch an den Geräuschen – als ob die Natur weinte – oder daran, dass die Tropfen genau wie Tränen an den Fensterscheiben hinunterliefen. Mary ging durchs Wohnzimmer, um Musik aufzulegen, doch dann blieb sie vor einem gerahmten Schwarzweißfoto von Robert stehen, das ihn als sechzehnjährigen Jungen zeigte, der stolz grinsend einen großen Fisch in die Höhe hielt und sie mit den Augen seines Sohnes anzustrahlen schien. Mary betrachtete diesen Jungen und fühlte sich mehr wie seine Mutter und nicht, als sei sie seine Teenagerfreundin gewesen. Sie

fragte sich oft, wie er sich wohl entwickelt hätte, wenn er älter als siebzehn geworden wäre, doch sie hatte sich schon lange damit abgefunden, dass sie auf diese Frage niemals eine Antwort finden würde.

*Kopfhoch, Pandabär!*, ermahnte sie sich, nachdem sie im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel geworfen hatte.

«Wenn man krank ist, sieht man wirklich so richtig alt aus», sagte sie laut und lächelte.

Mr. Monkels brummte eine leise Zustimmung. Mary lachte und legte die Scissor Sisters auf. «Wenn man es recht betrachtet, Mr. M., ist es doch wie in diesem Song: *Happy is for Homos.*» Sie lächelte über ihren Witz, doch ihr Hund teilte entweder ihren Sinn für Humor oder ihren Musikgeschmack nicht, denn er vergrub den Kopf unter seinen beträchtlich großen Pfoten, was Mary daran erinnerte, dass sie ihm die Krallen stutzen musste.

Dann setzte sie Teewasser auf und nahm die Keksdose aus dem Schrank. Ein passenderer Tag für Tee und Kekse war kaum vorstellbar. Ivan hatte ihr eine DVD vorbeigebracht, und nachdem sie vier Tage in ihrem abgedunkelten Schlafzimmer vor sich hingedämmert hatte, freute sie sich auf einen gemütlichen Abend vor dem Fernseher. Vorher wollte sie nur noch die Waschmaschine ausräumen, obwohl sie sich eigentlich schon wieder völlig erschöpft fühlte.

Es herrschte klirrende Kälte an diesem Märzvormittag in New York. Sam stand mitten im Zimmer und betrachtete ein letztes Mal die weißen Wände, die weißgestrichenen Bodendielen und die weißen Laken, mit denen das weiße Bett bezogen war. Zufällig war an diesem Tag auch durch das Fenster aus Glasbausteinen ein weißer Himmel zu sehen. Über dem Bett hing das Bild einer weißen Kumu-

luswolke, und nur im Hintergrund war ein winziger Streif blauen Himmels zu erkennen. Sam setzte sich auf seinen weißen Korbstuhl und betrachtete diese abweichende Farbe. Symbolisierte sie vielleicht seine Zukunft? Sonnenüberglänzte, strahlende Tage? Aber dorthin war es angesichts der Sackgasse, in die er sich manövriert hatte, ein ziemlich weiter Weg. Also beschloss Sam, in dem blauen Streifen lieber den Hoffnungsschimmer zu sehen, von dem die Leute um ihn herum so oft gesprochen hatten. Am wahrscheinlichsten war aber, dass der blaue Streifen überhaupt keinen tieferen Sinn hatte. Der Käufer des Bildes hatte seine Bedeutung wohl kaum mit demjenigen besprochen, der es hier aufgehängt hatte – vermutlich ein Handwerker, der keinerlei Interesse für die Grübeleien eines verwirrten Geistes aufbrachte. Nach dieser Überlegung kam Sam zu dem Schluss, dass er nach zwei Monaten in der Reha wahrscheinlich unter einer schweren Therapie-Überdosis litt.

Dann schaute er seinen abgenutzten, braunen Koffer an, der mit offenem Deckel leer neben ihm stand und ihn im Gegensatz zu seinem makellosen Bett an die Unvollkommenheit der Welt dort draußen erinnerte. *Das schaffe ich nie.*

Als er acht Wochen vorher zum ersten Mal in diesem lächerlich weißen Raum aufgewacht war, hatte er einen Moment lang geglaubt, er sei gestorben. Sein Leben lang war er überzeugter Atheist gewesen, doch in diesem Moment ließ ihn sein fester Glaube an das Nichts kurzfristig im Stich, und er wartete auf die Erscheinung Gottes, des heiligen Petrus oder seiner lange verstorbenen Granny Baskin. Da hatte ihm die Ankunft eines großen, musku-

lösen schwarzen Mannes mit tiefer Stimme einen leichten Schock versetzt. Sam hätte nie erwartet, dass sich Gott, der heilige Petrus oder seine lange verstorbene Granny Baskin in Gestalt eines Profibasketballers manifestieren könnten. *Verflixxt nochmal!* Dann nahm er durch das Dröhnen in seinem Kopf wahr, wie die Tür abgeschlossen wurde, und nachdem er die Bildschärfe eingestellt hatte, sah er den Basketballer mit über der Brust verschränkten Armen dastehen und das Häufchen Elend betrachten, das sich da im Bett krümmte. Und da wusste Sam mit einem Schlag, wo er war. *Mist!* Da wäre er noch lieber gestorben.

So also fing sein neues Leben an, mit Kotzen und Scheißen, Heulen und Fluchen, Betteln und Drohen. Niemals hätte er geglaubt, dass man solch starke Schmerzen, wie er sie im Kampf gegen die Heroinsucht ertrug, überhaupt empfinden konnte. Ein Kind zu bekommen, war bestimmt nicht schlimmer, jammerte er dem Basketballer unter der Folter des Entzugs so weinerlich vor, dass er sich selbst nicht wiedererkannte. Da waren die Halluzinationen fast schon eine willkommene Abwechslung, sogar solche Horrorszenarien wie der Moment, in dem sein linker Arm sich in Chér verwandelte und er sich böse die Fingerknöchel verstauchte, weil er mit Schlägen gegen die Wand erreichen wollte, dass sie endlich aufhörte, *Just like Jesse James* zu singen.

«O nein, ich hab gerade Chér umgebracht!», rief Sam entsetzt.

«Nein, hast du nicht, aber mit deiner Hand kannst du erst mal nicht viel anfangen», erklang Danzigers Stimme aus weiter Ferne.

«Sonny bringt mich um», sagte Sam kopfschüttelnd, und Danziger seufzte.